

Wir Jugendfreunde und das Ende

Autor(en): **Kurz, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **9 (1911-1912)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748816>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WIR JUGENDFREUNDE UND DAS ENDE

Von HERMANN KURZ

Ich will Ihnen unsere Jugendgeschichte und das Ende davon erzählen. Die Jugendzeit verlebten wir in Freude und das Ende kam von ungefähr dazu.

Gleich Ihnen waren auch wir, meine Freunde und ich, einmal jung. Es ist lange her seit dort. Und gleich Ihnen saßen auch wir zusammen und verlebten unsere Jugend; wir freuten uns und glaubten an kein Morgen. Nur Heute galt; was darüber war, schien uns in der Ewigkeit zu liegen; so unvergänglich schaute sich alles an.

Wir waren unser sechs und alle gute Freunde. Es ist eine Seltenheit, dass sich mehr als zwei gut vertragen, aber wir konnten es, und es war schön gewesen darum. Bis jetzt habe ich immer an meine Jugend gedacht, wenn die Sonne niederging; und wenn sie rot versunken war, kam die Wehmut, und der Traum meiner Jugend war zu Ende.

Heute ist es das erstemal, dass ich davon rede und ich erzähle Ihnen die Geschichte, weil Sie jung sind, wie wir einst jung waren und weil Sie sich vertragen, wie wir uns einst vertrugen.

Vielleicht ziehen Sie aber das Fazit und das wäre mir das liebste. Denn heute liegt das Leben und die Zukunft noch vor Ihnen wie ein sonnenumgoldeter Maienmorgen. Später kommt das Trübe und der Abend von selbst.

Leider!

Die Jugend ist das Köstlichste vom Menschenleben; später gibt es schwere Kämpfe um das innere Gleichgewicht, und noch mehr muss das arme Menschlein zappeln, bis es zu einer Art ruhiger, stiller Beschaulichkeit kommt und ohne Bitternis von früher reden kann. Soweit habe ich es bis jetzt gebracht, nur die Wehmut habe ich bis jetzt noch nicht los werden können. Aber eines sage ich Ihnen gleich am Anfange. Meine Geschichte ist

keine von zweien, die sich zum Schlusse bekommen oder auch nicht bekommen; auch werden die Seelen der Menschen darin nicht derart bloßgelegt, dass man sie schon aus der Ferne in ihren schweren Krämpfen stöhnen hört. Vielleicht ist sie auch ein wenig zu alltäglich oder überhaupt keine rechte Geschichte. Aber das schadet nichts, denn sie ist wahr und die Menschen darin sind alle einmal auf der Erde herumgelaufen und haben alle eine Freude am Leben gehabt.

Der Anfang begann dort oben am Rheine in der schönen Musenstadt und spielte sich ab, wie sich die paar Jahre Studienzeit bei frohen Burschen abspielen. Wir arbeiteten nicht zuviel, tranken nicht zu wenig und bummelten gerade genug.

Unser sechs waren wir und wenn ich vom Kürzesten bis zum Längsten hinauf beginne, kommen folgende Namen vor:

Der Kleinste war ein witziger Junge, er hielt etwas auf sein Äußeres und gab viel auf seinen guten Ruf, er war nicht gern in der Leute Mund. Dazu war er noch das Modemännchen unter uns und hieß Joseph Halb.

Der Zweite, Christen Urs, war ein Schwyzer, hager und ein leichter Zeisig. Aus dem würde nie etwas rechtes, meinten Herr und Frau Gevatterin.

Der Dritte war ich; von mir weiß ich nur, dass ich gerne lustig war und die Sorge nur dem Worte nach kannte.

Nach mir kam der Bündner Domenik Gande. Der war still und ein starker Trinker.

Der Badenser Auen hatte Anlagen zum Fettwerden und war ein weiches Gemüt; er konnte traurig werden, wenn er jemand beliebigen leiden sah. Wir sagten immer, er sei ein Kind und gehöre nicht in das Leben. Er wurde Jurist.

Der Letzte und Längste war ein Lehrersohn aus dem Zürichbiet, Heinrich Lanz. Er hatte eine Unschuld von zu Hause mit zu uns gebracht, die einzig war und hatte Ideale, es hätte für zehn Dichter gereicht.

Das waren wir also.

Wie Sie gesehen haben, hatte jeder von uns Anlagen, die etwas Festes versprochen. Wir selbst hielten uns zwar alle für

fertige Menschen, aber dabei hat sich vielleicht selten jemand so getäuscht wie wir.

Im ersten Semester hatten wir uns so allgemach zusammengefunden und angefreundet, im zweiten waren wir fertige Freunde und immer beisammen. Keiner hatte Lust, aktiver Student zu werden, darum nannten wir uns im Scherze die Verbindung „zum goldenen Apfel“.

Wir haben zusammen Fechten gelernt, Reitstunden genommen und uns gleichzeitig verliebt, jeder in ein anderes Mädchen natürlich. Diese Liebe war aber nur bei Zweien von längerer Dauer, bei Halb und Gande. Nachher werde ich davon noch erzählen.

Wir anderen waren flatterhaft und verliebten uns öfters. Doch hatten wir alle eine Tugend: keiner duselte dem anderen etwas vor, jeder behielt sein Herz für sich und teilte es nicht unter den übrigen auf. Das war sehr angenehm.

Semester nach Semester floss dahin.

Wir hatten mit jedem neuen unsere Studien ernster genommen, denn die Stadt war nicht zu groß, die Zerstreuungen nicht zu mannigfaltig und die guten Kneipen kannten wir alle zur Genüge. Das waren die Safran, die Rebleuten, die Gelten, der Helm, die Veltliner, und noch so manche andere. Sie waren so gemütlich und die Wirtsleute noch vom alten Schlage. Heute ist wenig mehr davon übrig; die meisten sind in Schutt zerfallen und Bierpaläste prangen an ihrer Stelle. Mir aber sind sie mit ihrem alten, lieben Habitus in die Erinnerung gewachsen.

So kamen unsere Examen; in einem kurzen Zwischenraume auseinander stieg jeder von uns darein. Wir kamen alle gut oder knapp durch bis auf Christen Urs aus Schwyz. Er rasselte das erste, das zweite und auch das dritte Mal.

Aber den Kopf verlor er nicht. Als wir in das Leben hinaustraten, da verschworen wir uns hoch und heilig, unsere so schöne Freundschaft fortzusetzen.

Und wir haben es alle so ehrlich gemeint; aber wir kannten das Leben nicht.

Jetzt muss ich zuerst ein wenig von mir erzählen. Und dann taucht einer nach dem anderen wieder aus der Vergangenheit auf.

Aber Sie dürfen es mir nicht verübeln, dass das immer nur durch mich geschieht, die Umstände verlangen es so.

Ich machte mir wie jeder junge Mann große Versprechungen und hatte meine Träume; auch glaubte ich, man würde sich nur so um mich reißen. Von Woche zu Woche, dafür auch um so gewisser, hatte ich aber erfahren, dass junge Chemiker nicht der gesuchteste Artikel sind und tüchtige Fäuste eher Absatz finden auf dem Arbeitsmarkt. Meine Lage wurde darum bald hoffnungslos. Viel Geld war mir über mein Studium nicht übriggeblieben; so wollte ich beinahe den Kopf und alle Hoffnung verlieren.

Da hatte ich einmal, als ich so recht schlecht bei Laune war, ein altes Schulbuch zur Hand genommen, darin geblättert und mit einem Male Amerika entdeckt, für mich auf das wenigste, und meine Hoffnung begann aufs neue zu treiben. Zwar sagte ich mir, um nicht eine zu große Enttäuschung zu erleben, dass ich am Rheine gerade so wenig Aussicht hätte wie anderswo.

Darum packte ich kurzerhand meine Koffer, sagte niemandem Lebewohl, dampfte still mit der Eisenbahn los und schrieb von Hamburg aus an jeden meiner Freunde einen kurzen Abschiedsbrief.

Während der Überfahrt war ich immer voll guter Hoffnungen und die schwanden auch nicht, als ich in Neuyork die erste Zeit umsonst nach einer passenden Tätigkeit suchte. Mein Vermögen hingegen schwand immer mehr; das war eher bedenklich.

Da stellte ich mich dem Leiter einer Bergwerksgesellschaft vor; das Resultat davon war, dass ich nach Nevada reiste und dort eine lange Reihe von Jahren blieb und arbeitete. Ich war kein Verschwender und blieb immer vernünftig; darum bekam ich eines Tages, als ich meine Ersparnisse zusammenrechnete, Heimweh und eine unbändige Sehnsucht nach den Freunden.

Aber da fällt mir ein, dass ich vergessen habe, den Abschiedsbrief an Christen Urs nochmals zu erwähnen. Ich bekam denselben nach geraumer Zeit wieder zugestellt mit dem Vermerk, dass der Adressat nicht mehr zu finden sei.

Also wie das Heimweh kam, gab ich ihm nach und schiffte mich einige Wochen später zur Überfahrt nach der Heimat wieder ein. In einer unfreundlichen Nacht stachen wir in See. Als ich

des andern Morgens auf Deck kam, trat ein hagerer, ernster Mann in Kapitänsuniform auf mich zu. Er nannte meinen Namen; ich erkannte ihn nicht; er schaute mich an und sagte dann:

„Herrgott, bist du alt geworden!“

Der Fremde war Christen Urs. Es ist keine lange Geschichte, die seine Lebensbahn gemacht hatte, äußerlich auf das wenigste: was er aber mit sich selbst durchgemacht hat, kann schon schwerer wiegen. Als die frohe Studentenzeit hinter ihm war, hatte ihm das Leben nur zu klar gemacht, dass durchgefallene Ärzte keine gesuchten Menschen sind. Er wurde Schiffsarzt, dann Leichtmatrose, bildete sich zu einem tüchtigen Seemann aus und jetzt fährt er als Kapitän auf einem der größten Passagierdampfer.

Wir hatten beide keine lange Zeit auf dieser Reise, und als wir uns trennten, versprach ich, ihm über unsere Freunde Bericht zu geben.

Nach vielem Fragen hatte ich erfahren, dass Heinrich Lanz als Besitzer eines Sanatoriums in einem kleinen Orte in der Schweiz wohnte. Er soll einige Jahre in Deutschland als Spitalassistentenarzt in großen Städten gelebt und getollt haben, dann aber in das Ehejoch gekrochen sein und habe dann das Sanatorium übernommen.

Ich dachte mit großer Freude an den alten Lanz, den guten, lieben Idealisten. Ich stellte mir in stillen Stunden sein Glück vor, ein blondes Weiblein träumte ich mir zurecht, an dem er mit ganzer Treue hing, sie war natürlich auch in ihn verliebt, einige Kinder mussten das Glück voll machen.

Als ich so träumte, wurde mir wohl und weh, und, lachen Sie jetzt, meine Herren, ich bekam es mit dem Schlucken und einigen Tränen zu tun. Ich klagte über meine Jugend; ich wünschte das, mir von Lanz erträumte Glück herbei; ich wäre auch gerne glücklich gewesen. Da bekam ich allerlei Regungen unter dem Brustlatze und hatte sogar den Gedanken, dass ich sicherlich ein ganz famoser Mensch sei und dass es schlechtere Figuren gäbe, die auch ein junges Weibchen heimführten.

Aber da habe ich mich einmal zusammengenommen, in den Spiegel geschaut, tapfer und ehrlich, dann habe ich sehr laut und

deutlich, damit ich es ja auch hörte und begriff, „alter Esel“ gesagt.

Des andern Tages reiste ich zu Heinrich Lanz.

Ich hatte die Zusammenkunft darum so lange hinausgeschoben, weil ich fürchtete, es könne mich sein Glück, das er sich beizeiten genommen hatte, zu dummen Streichen verleiten, es könnte mich auf Freiersfüße bringen.

Aber als ich mich entschloss, zu gehen, hatte ich die verspäteten Lenzgedanken und die peinvolle Liebesehnsucht hinter mir. Ehe ich mich in den Zug setzte, sandte ich ein Telegramm an Lanz ab und freute mich auf ihn. Dann schaute ich zum Fenster des Wagens hinaus und war froh und zufrieden.

Am Bahnhof des Ortes stand der lange Heinrich, um einige weiße Haare verändert seit unserem letzten Zusammensein; er hatte einen großen Hund bei sich, mit dem er wie mit einem Freunde tat.

Als ich ausstieg, kam er mir entgegen, ich drückte ihm die Hand und hatte ihn lieb wie zu früheren Zeiten.

Er sah grau und kränklich drein.

Auf dem Wege zu seinem Hause sagte ich ihm, wie ich mich auf ihn gefreut und was es mich für einen Kampf gekostet hätte. Und als ich sagte: „Das muss man sich, wenn man jung ist, zu-recht machen,“ sagte er: „Da hast du recht.“

Und als ich ihm von seinen Kindern und von seinem Glücke vorschwärmte, lachte er laut auf.

Das stimmte mich trübe und ich begann an seinem Idealismus zu zweifeln; oder sollte er vielleicht unglücklich sein? Da fragte ich ihn auf den Kopf zu, was mit ihm wäre.

Er lachte mich aus und bestätigte mir sein Glück und sagte mir noch, dass mit dem Alter der Idealismus etwas milder und toleranter würde.

Er hatte recht und ich war wieder zufrieden.

Als wir bei ihm zu Haus ankamen, war alles ruhig und still, nur einige kranke Menschen trieben sich gelangweilt herum. Ich war überrascht, seine Frau nicht zu sehen. Er sagte mir, sie hätte zu tun, sie behandle die Frauen; ob ich denn nicht wisse, dass er das Sanatorium angeheiratet habe.

Wir gingen an einem Manne in unserem Alter vorüber, es schien der Gärtner zu sein; mit einem Blick voll Hass und Verachtung sah er auf meinen Freund. Lanz lächelte spöttisch und zuckte kaum merkbar mit den Achseln. Mir fiel das auf, etwas Unangenehmes übernahm mich wie mit einem Male; und es wollte nicht mehr weichen, so viel Mühe ich mir auch gab.

Lanz wies mir mein Zimmer an, dann begann seine Sprechstunde.

Den ganzen Nachmittag blieb ich allein mit meinen Gedanken und die waren derart, dass mir die Zeit unendlich schien.

Beim Abendessen sah ich Lanz wieder; da wurde ich auch mit seiner Frau bekannt. Sie war eine alte Dame, die um alles in der Welt und mit allem was es gab, jung sein wollte. Denn sie zählte gegen meinen Freund ein Mutteralter. Auch den Gärtner sah ich wieder. Er war jetzt gut angezogen und glich Lanzens Frau; er war ihr Sohn. Da begriff ich seinen bösen Blick, den er für seinen Stiefvater übrig hatte.

Mir war alles wie mit einem Male klar, und das Unangenehme wurde zum bewussten Ekel. Ich schämte mich für alle die Menschen, die um mich herum saßen, und auch meiner selbst schämte ich mich.

Lanz hatte seinen Idealismus also beizeiten abgelegt und die vermögliche Wittib geheiratet. Dafür überschrieb seine Frau ihr Vermögen auf ihn; er war also reich und hatte einen Stiefsohn, der ihm todfeind war und dem er seine Zukunft genommen hatte. Wo aber war das Glück geblieben? Ich musste auflachen; das Glück, ich Narr, ich hatte es zurecht geträumt, das Leben geht aber nach Geld aus, das ist sehr einfach.

Als ich mit Lanz allein war, begann er mit einer bitteren Klage. Er nahm die Schuld, alle, alle Schuld auf sich und bettelte, dass ich ihn nicht verachten möchte wie die andern.

Da hat er mir leid getan, wie ein Bruder, der mit einem zu raschen Wort sein Leben verpfuscht; am liebsten hätte ich mit ihm geweint. Er war ja nur ein Lehrersohn gewesen: sein Erbteil war sein Studium, und als er damit zu Ende war, hatte er keine goldenen Berge hinter sich, wohl aber eine Sehnsucht nach dem Glücke, das sich mit Gold erkaufen lässt. Da bot ihm das

Schicksal Gold, und er nahm es begierig. Aber — das aber war die elende Enttäuschung, und das Gold wurde ihm zur Last, die ihn niederdrückte. Und als er sah, was er hätte aufbauen können, das philisterhafte Idyll und Glück, da war es vorbei; nur die Sehnsucht darnach blieb.

Ich aber ging Gande besuchen. Im Bündnerlande hatte er seine Hütte aufgeschlagen. Er lebte vergnügt und alle Leute hielten ihn für einen der glücklichsten Menschen. Er lebte sein Leben nach seiner Fassung.

Im Sommer hatte er eine große Praxis und füllte seine Tasche, anfangs Winter schlief er sich gut aus, dann machte er sich in das Tal und besuchte die großen Städte Deutschlands und Frankreichs. Im Frühjahr kam er immer etwas vor den anderen Zugvögeln zurück in die Berge. Aber jedesmal war er abgebrannt, das Einkommen des Sommers verjuxte er immer im Winter; das war seine Freude, so war er zufrieden.

Als ich ihn wiedersah, machte er mir einen verfallenen Eindruck; auch war er alt geworden und hässlich, und dennoch hatte er in seinem Wesen etwas Gutes, Stilles, das Schlimmste verurteilte er nicht und mit der Welt war er zufrieden, wie sie war.

Wir waren gleich wieder die alten Freunde, die wir uns früher gewesen. Wir fanden uns wieder zusammen, als ob die Zeit, die zwischen einst und jetzt lag, nichts gewesen wäre, als hätten wir uns gestern zum letzten Male gesehen.

Ich erzählte ihm und er mir allerlei.

Wie Sie sich erinnern werden, waren er und Halb die beiden, die ihrer ersten Liebe treu geblieben waren. Gande hatte böses Unglück gehabt, seine Liebste war ihm gestorben. Er hatte sich, wie mir schien, rasch darein gefunden, und nie hörte ich eine Klage von ihm. Ich war froh, dass er so wenig Federlesens aus seinem Unglück machte. Es fiel mir aber öfters auf, dass er Tage hatte, wo er wie ein Gespenst ausschaute.

Sein Haus lag hoch oben an der Halde, ich wohnte unten im behäbigen Gasthause. Einen Abend waren wir bei ihm, den andern bei mir zusammen. Den letzten Abend wollten wir bei ihm zubringen. Lebewohl wollten wir uns nicht sagen, am nächsten Morgen sollte ich einfach wegfahren, ohne dass wir uns noch einmal gesehen hätten.

Es war ein stilles, traulich wehes Beieinandersitzen, der letzte Abend. Wir redeten nur wenig, tranken einige Gläser Veltliner und träumten alten Zeiten und Leuten nach.

Früh ging ich weg von ihm.

Er gab mir noch ein Stück Weg das Geleite. Es war eine stille Mondnacht, die etwas wie verhaltene Leidenschaft in sich hatte. Wir beide waren traurig. Da blieb er mit einem Male stehen, ich schaute ihn an, er winkte mir, weiterzugehen. Ich schritt rasch abwärts.

Unten wandte ich mich um und schaute hinauf; er stand oben, still und bewegungslos. Da wäre ich am liebsten wieder zu ihm hinaufgelaufen, aber ich tat es nicht.

In meiner Herberge saß ich lange wach. Es war mir, als ob es mich zu ihm hinaufzöge, aber ich wollte nicht nachgeben und legte mich zu Bette. Und immer und immer kam der Gedanke wieder; je mehr ich mich wehrte, desto heftiger wurde das Verlangen. Es überkam mich und benahm mir den Atem. Wie ein Alpdrücken kam es, ich musste gehen.

Zwei Stunden nach unserem Abschiede war ich wieder vor Gandes Haus.

Die Tür war offen, ich ging in das Haus hinein. Ich wollte Gande im Schlafe überfallen, damit er mich tüchtig auslachen könnte. Vorsichtig öffnete ich die Tür zu seinem Arbeitszimmer, und ein Schreck überkam mich, wie nie in meinem Leben.

Eine weiße Gestalt saß am Tische, das Mondlicht gab ihr ein gespenstisches Aussehen. Als ich hereintrat, rührte diese Gestalt den Arm nach mir. Willenlos blieb ich stehen. Da hörte ich Gandes lallende Stimme, er sagte:

„Bleib still, störe sie nicht; siehst du nicht, dass sie wieder hier ist?“

Das Gespenst war Gande.

Rasch fasste ich mich. Als ich zu ihm hinging, sah ich auf dem Tisch die Morphiumsspritze, und als ich in seine Augen mit dem trüben, eigenen Blick schaute, wusste ich, was geschehen war.

Er aber erzählte mir da so vieles und allerlei. Von seinem Glücke erzählte er mir und von seinem schönen Liebchen. Er

sagte mir, alles, alles im Leben sei Lüge; sie sei nicht tot, sie weile bei ihm. Sie lebt, jubelte er.

Es ging mir in die Seele, sein Leiden.

Allgemach nahm die Verzückung ab und die wehe Klage wurde laut. Sein Herz, das er so ängstlich hütete, floss über; sein Schmerz und sein Leiden waren grausam.

Langsam fasste er sich.

Da sagte er mir mit seinem alten, guten Lächeln, auf das Morphiumweisend, das sei sein Glück und würde sein Tod werden.

Ich war erschüttert.

Dennoch hoffte ich für ihn, ich dachte, da er sein Heiligtum, seinen Schmerz und seine verstorbene Liebste vor mir profanierte, würde er darüber wegkommen.

Ich irrte mich.

Zwei Jahre später verstarb er an einem Herzschlage infolge übermäßigen Gebrauchs von Morphium.

Jetzt waren noch zwei Freunde unserer Jugendzeit, die wir miteinander verlebten, geblieben. Lange fragte ich mich, ob ich die beiden letzten auch noch aufsuchen sollte; ich fürchtete mich vor der Enttäuschung. Schließlich trieb es mich doch zu ihnen hin.

Auen war ein schwerreicher, hartherziger Spekulant geworden, verhasst, wenig geachtet war er und Diabetiker im letzten Stadium.

Als ich ihn besuchte, lag er im Bette. Wenn er meinen Namen nicht genannt hätte und ich nicht sicher gewesen, dass jeder Irrtum nichtig war, dann würde ich rasch wieder weggegangen sein.

Keiner von uns war sich gleich geblieben, nicht äußerlich und noch weniger innerlich. Aber eine solche Veränderung, wie die Auens, konnte ich lange nicht fassen. Aus seinen Augen, den früher so sanften, guten, lieben Augen, den Kinderaugen, die mir an ihm die Erinnerung ausmachten, lohte ein böser, zynischer Hass gegen alles auf der Welt, das nicht er selbst war.

Dennoch nahm ich mich zusammen und verscheuchte den bitteren Eindruck. Ich sagte mir, dass alles das Bitternis sei, die zu rechtfertigen wäre, da ihn die erbarmungslose Krankheit in

seinen besten Mannesjahren auf das Lager warf, und aus dem Reichen, der sich die Freuden der Welt mit Gold erkaufen konnte, den Verdurstenden an der Quelle machte.

Aber nach meinem Namen war das erste Wort ein Hohn auf unsere Freundschaft und höhnisches Ausfragen über mein Leben.

Ich war für ihn ein armer Schlucker und wertlos wie die meisten andern Menschen, die ihm nicht Gold einbrachten.

Ich konnte kein Wort reden.

Nach den ersten bösen Worten winkte Auen lässig mit der Hand und schloss die Augen. Er wollte allein sein.

Ich schaute aber dennoch eine kurze Weile auf ihn, als er mit seinen geschlossenen Augen, wie ein Toter, der unsägliche Leiden hinter sich hat, still da lag.

Dann ging ich.

Auf seiner Schwelle kam mir der Wunsch, dass ihm ein ruhiger, sanfter Tod das Sterben leicht machen sollte.

Halb blieb mir noch übrig.

Ich war gefasst, dass unser aller Jugendideal einem elendlichen Bankerott erlegen war, denn keiner hatte gehalten, was seine überschäumende Jugendseligkeit hoffen ließ; alle, alle sind das geworden, was das Leben aus ihnen gemacht hat. Nichts mehr, nur das. Kein einziger von uns entging dem Weg des unerbittlichen Kampfes gegen das Leben; keiner hat sein Ideal hochgehalten und es sich errungen; alle hatten den Brocken genommen, den das Leben ihnen hinwarf und waren zufrieden.

Halb aber hatte vollendet.

Er war der erste gewesen von uns allen, der sein Leben auf dem Altare des Lebens dem Tode als Opfergabe darbrachte.

Er ging dahin, weil er „etwas auf sich hielt und keinen Makel auf sich sehen konnte“. Das war ihm in unserer Jugendzeit schon die Richtschnur seines Lebens und Wandeln gewesen.

Eines Tages, die Nacht nach seiner Festnahme, schnitten sie ihn in seiner Zelle ab; am Gitter eines Fensters hatte er sich erhängt gehabt.

Was war seine Schuld?

Seine Verlobte war streng bürgerlich, er ein leichtes Blut. Da hatten sich die Beiden lieb gehabt und taten, was so viele tun.

Was Adam und Eva tat, und um dessen willen wir alle, alle, Sie und Ihre Eltern und ich und alle, alle Menschen wurden, das taten sie.

Und sie hatten Unglück gehabt.

Er war Arzt. Da tat er in seiner Verzweiflung, was er nicht tun durfte. Aber er tat es, denn das Mädchen wäre in ihren Kreisen für ein halbes Leben eine Sünderin gewesen, weil es mehr Unglück hatte als andere.

Es kam aus. Die Sitte forderte ihr Opfer. Er ging den traurigen Weg, weil für ihn fürder keine Achtung und keine Gesellschaft mehr auf der Welt war; ohne das aber hatte das Leben für ihn keinen Wert mehr. Er konnte sich nicht nach jeder Lebenslage drehen, das war sein Charakter und dem erlag er. Das arme Mädchen aber wurde zwei Jahre in das Zuchthaus eingesperrt, weil es Pech gehabt hatte und in der Not das tat, was jeder Mutter der größte Schmerz ist. War die Arme so nicht schon gestraft, und würde nicht ein Kind ihr gerade dann Trost gewesen sein?

Das, meine Herren, ist nun die Frucht unserer so seligen Jugend.

Glauben Sie mir, als ich die Endziele unseres Lebens, den Lebenswert beisammen hatte, da kam eine schwere Not über mich, ich wurde finster und unstet und fragte nach dem Warum unseres Erdenwallens.

Mit Christen Urs kam ich wieder zusammen und dem klagte ich mein Leid. Der war hart geworden und nahm die Sache, wie sie war und sagte zu mir:

„So ist das Leben, sei kein Narr; Freund, weißt du nicht, dass es verspricht und verspricht, und was hält es? Greife sie alle heraus, die Großen und Glücklichen, und schaue ihnen einmal in das Gesicht, tief und fest und erforsche unerbittlich die Wahrheit. Wenn sie auch lachen und zynische Worte für dich haben, sie werden dennoch einmal, wenn du zur rechten Zeit kommst, zusammenbrechen und werden klagen und weinen und ihrer Größe und ihrem Glück fluchen, denn es ist die Enttäuschung und das Weh und den Schmerz nicht wert, den es gekostet hat.“

Und er hatte recht gehabt, der gute, der tapferste von allen Jugendfreunden, denn er hatte es erkämpft aus sich selbst heraus und er hat es auch mir gegeben, das Größte und Teuerste, was Menschen besitzen können: die Bescheidung.

Es ging ja lange, bis ich den Schmerz meines Miterlebens und den Schmerz um mein selbst scheinbar so armes Leben überwand, und ich habe lange nicht geglaubt, dass es einmal kommen könnte.

Aber es kam.

Und da habe ich gesehen, wie unendlich reich mein Leben war; als ich diesen Gedanken fassen konnte, hatte ich den ersten Schritt zum stillen Frieden getan.

Doch jetzt, meine Herren, seien Sie wieder lustig und nehmen Sie mir meine närrische Plauderei nicht übel. Ihre jugendfrohe Gesellschaft zwang mir die Worte ab. Sie haben die Erinnerung in mir zu stark hervorgezaubert. Seien Sie mir nicht böse, dass ich alles so lang machte, wie es einmal gewesen ist, aber hier kam es nur darauf an, wie der Anfang und das Ende war.

Und zum Ende, Gott befohlen und sich bescheiden.

Gute Nacht, meine Herren.



Unglaublich ist doch die Torheit und Verbohrtheit des Publikums, das die edelsten, seltensten Geister in jeder Art, aus allen Zeiten und Ländern, ungelesen lässt, um die täglich erscheinenden Schreibereien der Alltagsköpfe, wie sie jedes Jahr in zahlloser Menge, den Fliegen gleich, ausbrütet, zu lesen, — bloß weil sie heute gedruckt und noch nass von der Presse sind. Vielmehr sollten diese Produktionen schon am Tage ihrer Geburt so verlassen und verachtet dastehen, wie sie es nach wenigen Jahren und dann auf immer sein werden, ein bloßer Stoff zum Lachen über vergangene Zeiten und deren Flausen. — Weil die Leute statt des Besten aller Zeiten immer nur das Neueste lesen, bleiben die Schriftsteller im engen Kreise der zirkulierenden Ideen, und das Zeitalter verschlammt immer tiefer in seinem eigenen Dreck.

ARTHUR SCHOPENHAUER

